

A black and white close-up portrait of a young man with dark, wavy hair and a serious expression. He is wearing a dark hoodie. The background is dark and out of focus.

MAX SPRENGER

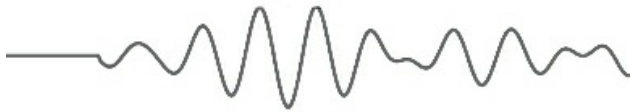
TSUNAMI

Flachgelegt von einer Hirnblutung. Aber ich hol mir mein Leben zurück.

IM KOPF

adeo

3



An die Zeit im Koma kann ich mich überhaupt nicht mehr erinnern. Hättest du gern von einem Nahtoderlebnis gelesen: „Ich ging durch einen langen Tunnel und sah ein helles, warmes Licht, hörte himmlische Klänge“ und so weiter ☺? Hast du von solchen Berichten schon gehört und jetzt an dieser Stelle auch von mir erwartet? Wäre ja ganz cool, wenn ich vielleicht jemand Berühmtes oder einen Vorfahren von dir getroffen hätte oder so. Aber da muss ich dich leider enttäuschen: Diese Zeit bestand für mich aus nichts anderem als gähnend langweiliger Dunkelheit.

Doch so dunkel und ereignislos das Koma auch für mich war, für meine Eltern war es alles andere als das! Deshalb versuche ich über das zu berichten, was ich durch ihre Erzählungen in Erfahrung gebracht habe.

Niemand konnte einschätzen, was bei mir durch diese gewaltige Blutung alles passieren würde, und aktuell ging es nur darum, mein Leben zu erhalten – jeden Moment konnte mein Herz stillstehen und es wäre aus mit mir. Meine wachsende Panik erreichte den Höhepunkt und als ich anfang zu krampfen, wurde ich in ein künstliches Koma versetzt. Das ist sozusagen eine lange Vollnarkose, bei der man mit Narkose- und Schmerzmitteln kontrolliert in einen Zustand versetzt wird, in dem Bewusstsein und Schmerz ausgeschaltet sind.

Wenn man eine schwere Verletzung erleidet, schüttet der Körper eine große Menge Adrenalin aus – eine eigentlich normale Stressreaktion. Doch sehr hohe Dosen davon können das Herz-Kreislauf-System überfordern. Die Narkose mildert diese Angst-Reaktion

und schützt den Körper so vor zusätzlichem Stress.

In diesem komatösen Zustand wird man künstlich ernährt und beatmet. Dazu bekam ich einen Tubus (Beatmungsschlauch) in die Luftröhre eingeführt. Im wachen Zustand würde kein Mensch sich so ein Ding in den Hals schieben lassen, deshalb war schon allein dafür das Koma notwendig. Während all dies geschah und ich intensivmedizinisch versorgt wurde, musste meine Mutter den Raum verlassen, was sie nur widerwillig tat. Sie informierte in dieser Zeit meinen Vater und meinen Opa darüber, was passiert war. Mein Vater und mein Opa machten sich sofort auf den Weg nach Holland, wo sie im Lauf der nächsten Stunden eintrafen.

Mama wurde in einen kleinen Raum gebracht, und das Personal hatte inzwischen eine Krankenschwester ausfindig gemacht, die deutsch sprechen konnte. Das war für meine Mutter eine klitzekleine Erleichterung, obwohl dieses Wort in der Situation definitiv fehl am Platz ist.

Nach der notfallmäßigen Erstversorgung wurde ich in ein Einzelzimmer der Intensivstation verlegt. Erst dort war es meiner Mutter und später auch engsten Angehörigen erlaubt, mich zu sehen.

Die Ärzte gaben mir so gut wie keine Überlebenschance. Deshalb wurde meiner Mutter nahegelegt, dass meine Geschwister kommen und sich von mir verabschieden sollten. Eine unvorstellbar schwierige Lage, in der sie absolut nicht wusste, wie sie richtig entscheiden sollte – sollte sie wirklich meine jüngeren Geschwister, zu diesem Zeitpunkt 9 und 11 Jahre alt, mit dieser entsetzlichen Situation konfrontieren, oder lieber doch noch warten?

Als sie ihre Bedenken äußerte, sagte eine Pflegekraft, dass am nächsten Tag eine Kinderpsychologin im Haus sei, die man um Rat fragen könnte. Darauf warf die Ärztin aber sofort ein, dass dafür keine Zeit sei. Wörtlich sagte sie: „Morgen kann es zu spät sein!“

Falls ich wirklich sterben würde, hätten meine Geschwister dann keine Möglichkeit gehabt, sich von mir zu verabschieden. Jede Minute des Zögerns war bei meinem Zustand fatal. Also ließ meine Mutter Ben und Nora schließlich in Begleitung meines Opas zu mir ins Krankenhaus bringen. Auch unsere Freunde, Kim und Bettina, kamen mit zu diesem möglicherweise letzten Besuch. Nora sagt, der Anblick meiner Mutter, wie sie ihnen mit tränenüberströmtem Gesicht auf dem Krankenhausflur entgegenlief, hätte sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis gebrannt.

Mama bereitete meine Geschwister auf den beängstigenden Anblick ihres Bruders vor, soweit das überhaupt möglich war. Gründlich darüber nachzudenken, ob dies vielleicht die falsche Entscheidung war, konnte sie nicht – dazu war einfach keine Zeit. Alles lief ab wie

im Zeitraffer, und irgendwie handelte und funktionierte meine Mum, als befände sie sich in einem undefinierbaren, alptraumhaften Geschehen, das gar nicht real stattfand, das gar nicht wahr sein konnte. Gleichzeitig war die Angst, der Schmerz, die Panik, die Ohnmacht gegenwärtiger, drastischer und erschütternder, als je ein Gefühl zuvor für sie gewesen war.

Sie versuchte Ben und Nora in knappen Worten zu erklären, wie es um mich stand und in welcher Gefahr ich schwebte. Sie schilderte meinen Geschwistern, dass ich deshalb an vielen Kabeln und Apparaturen angeschlossen sein musste, wie zum Beispiel an einem zentralen Venenkatheter, der über die Schlüsselbeinvene bis vor den rechten Vorhof des Herzens eingeführt worden war, um jederzeit Medikamente und Infusionen verabreichen zu können. Außerdem hing ich an einer Beatmungsmaschine, es liefen Spritzenpumpen und an meinem Bett standen diverse Überwachungsmonitore, die meine Vitalwerte aufzeigten.

Sie überließ den beiden dann selbst die Entscheidung, ob sie mich sehen wollten, natürlich in ihrem Beisein, oder mich lieber als den, der ich war, in Erinnerung behalten würden, sollte das Schlimmste eintreffen und ich nicht wieder aufwachen. Nora stimmte sofort zu, mich zu sehen, während mein Bruder Ben mit seinen zarten 9 Jahren einfach nur total verängstigt und unsicher war und gar nicht wusste, wie ihm geschah und was das alles zu bedeuten hatte. Meine Mutter machte sich Sorgen, ob er den bedrückenden Anblick seines im Sterben liegenden großen Bruders verkraften würde, der selbst für sie kaum zu ertragen war.

Bis zu diesem Zeitpunkt war Ben noch gar nicht richtig bewusst gewesen, um was es ging. Ziemlich komisch war es ihm nur vorgekommen, dass Bettina, die gar nicht an Gott glaubte, wie er es aus unserer Familie kannte, in der Ferienwohnung gemeinsam mit ihm, seinem Freund, Nora und Kim für mich betete. Doch er verstand nicht, was passiert war und wie ernst die Lage war. Das Gerede vom „Verabschieden“ ordnete er so ein, dass er sich von mir verabschieden sollte, weil ich im Krankenhaus bleiben und er mit seinem Opa wieder nach Hause fahren würde ... und nicht, weil ich möglicherweise für immer von dieser Welt gehen könnte.

Oft frage ich mich, wie es gewesen wäre, wenn ich mich an seiner Stelle dieser bitteren Situation hätte stellen müssen. Was würde in mir vorgehen, wenn mein kleiner Bruder da vor mir im Koma liegen würde und der Überwachungsmonitor seines Herzens jeden Moment die Nulllinie anzeigen könnte? Wie wäre es, wenn sein Leben am seidenen Faden hänge, wenn er in einem Krankenhaus in einem fremden Land läge und ich jede Minute damit rechnen müsste, ihn für immer zu verlieren? Wenn der Tod seine Arme nach ihm

ausstrecken würde und es nur durch künstliche Ernährung und Beatmung gelingen würde, ihn gerade so unter den Lebenden zu halten? Ich stelle mir vor, wie ich ihn im Krankenbett liegen sähe, seinen Körper, wie er ganz still da läge. Doch innerlich würde ein erbitterter Kampf toben. Ein Kampf auf Leben und Tod. Stelle mir vor, wie ich das gleichmäßige Piepsen des Monitors hören würde, der neben seinem Kopf hängt und unentwegt seine Herzschläge registriert. Wie ich die rote Lebenslinie auf dem schwarzen Bildschirm anstarre und versuche, sie durch reine Willenskraft dazu zu bringen, weiter eine Kurve aufzuzeichnen. Wie ich hoffe, dass sein Herz nicht aufhört zu schlagen ...

Die Wahrheit ist: Ich weiß es nicht. Diese Vorstellung ist viel zu grausam, als dass sie wahr sein könnte. Und doch war sie für meinen kleinen Bruder die nackte, knallharte, gnadenlose Realität.

Als er an mein Bett trat, wurde er sehr traurig. Die ganzen Apparaturen und die bedrückende Atmosphäre im Zimmer machten ihm richtig Angst. Er brachte nur ein geflüstertes: „Tschüss, Maxi!“ heraus, streichelte über mein Bein und fragte dann Mama, ob er wieder gehen dürfte. Er wollte einfach nur raus aus diesem bedrohlich wirkenden Raum, raus aus diesem Horrorszenario.

Meine Mutter brachte ihn zur Tür und wusste nicht, was sie tun sollte – bei ihm bleiben und ihm Trost spenden oder zu Nora eilen, die reglos an meinem Bett stand, während ihr die Tränen übers Gesicht liefen. Wie entsetzlich diese Situation gewesen sein muss, kann sich wahrscheinlich niemand vorstellen. Sie übergab Ben, dessen verzweifelte Angst man deutlich in seinen weit aufgerissenen Augen sehen konnte, in die Obhut meines Opas und ihrer Freundin Bettina und kam zu Nora an mein Bett zurück. Zu Nora, meiner kleinen Schwester, die zum Abschied zaghaft sagte: „Tschüs, Maxi ... ich hab dich lieb!“

All das muss noch sehr viel härter und tiefgreifender gewesen sein, als ich es hier wiedergeben kann. Die ersten Stunden an meinem Intensiv-Bett war Mama mit mir allein ... ich weiß nicht, welche Worte ihre Gefühle annähernd beschreiben können. Leid, Schmerz, Dunkelheit, Angst, Hilflosigkeit, Verzweiflung, Nichtverstehen?

Und doch fühlte sie sich auf eine unerklärliche Art nicht allein. Meine Mutter ist eine gläubige Frau, sie ist schon mit dem Glauben an Gott aufgewachsen und hat ihn auch an uns Kinder weiterzuvermitteln versucht. Ganz selbstverständlich beteten wir jeden Tag vor dem Essen und dem Schlafengehen; wir dankten Gott für unser gutes Leben, baten um Schutz, Hilfe und Segen für andere und sahen Gott als unseren liebevollen Vater im Himmel, der immer für uns da ist.

Jetzt waren die Gebete meiner Mutter natürlich ganz anders als die normalen friedlichen

Gute-Nacht-Gebete. Sie betete die ganze Zeit, teils laut, teils nur in ihrem Kopf. Sie flehte, weinte, schrie und hoffte. Und auch wenn sie fürchterliche Angst hatte, spürte sie dennoch, dass da jemand war, dass ihre Gebete nicht an der Krankenhausdecke abprallten. Später erzählte sie mir, dass sie das Gefühl hatte, als sei das Gebet ihre Rettungsleine, die sie am Leben erhielt. Ein bisschen wie die Maschinen, die das bei mir taten. Sie klammerte sich an die Gewissheit, dass Gott da war, dass er alles sah, was los war, dass seine Zusage steht, uns zu halten und zu trösten, uns nicht allein zu lassen in der Not. Dass sie mich, mein Leben, in seiner Hand wusste, egal was auch geschehen würde.

Wenn jemand sie fragt, woher sie damals die Kraft hatte, diese Situation auszuhalten, sagt sie, es sei ein Überlebenskampf gewesen ... meiner wie ihrer. Und dass die Kraft für diesen Kampf nicht aus ihr selbst gekommen sei.



Irgendwann kam auch der erbetene Krankenhaus-Seelsorger. Meine Mutter berichtete, dass es ihr sehr geholfen habe, als er gemeinsam mit ihr betete. Dafür hatte er extra einen Gebetsvordruck in deutscher Sprache mitgebracht, den sie gemeinsam an meinem Bett sprachen. Er blieb an ihrer und meiner Seite, bis mein Vater eintraf.

Fassungslos saßen sie an meinem Bett und hielten Wache ... Sie konnten nichts tun als dazusitzen, Angst zu haben und endlose Stunden der totalen Ungewissheit und Hilflosigkeit zu ertragen, obwohl das eigentlich gar nicht auszuhalten ist. Die Stunden schienen niemals zu enden, und es gab keine Fluchtmöglichkeit, keinen erlösenden Ausweg.

Ihre Blicke waren wie betäubt auf die Beatmungsmaschine gerichtet, auf die Monitore, auf die Pfleger, die mich, meinen Körper, mein Leben, gerade im wahrsten Sinne des Wortes „auf Eis legten“. Da ja sozusagen die Steuerungsanlage meines Körpers verrückt spielte, hatte sich meine Körpertemperatur nämlich mittlerweile lebensgefährlich erhöht und musste unbedingt gesenkt werden. Hyperthermie nennt man das. Aus diesem Grund wurden in regelmäßigen Abständen große Coolpacks unter meinen Körper gelegt.

All das lief in einer beklemmenden Stille ab. Nur die Geräusche der Maschinen hämmerten sich unermüdlich und unvergesslich in die Köpfe meiner Eltern. Ich weiß, dass meine Zeit im Koma einen Käfig um ihre Herzen zog. Und dass dieser für immer zurückbleibt, ganz egal, was noch kommen mag.